

Aus Elzes Vorgeschichte

Vom Steinzeitmenschen an der Kendelke —

Besuch an der Spielburg

(aus der Bronzezeit) —

Die Barenburg —

Im billigen Hain an der Asbost —

Gerichtstag am Königsstuhl —

Elze im Dreißigjährigen Krieg —

Aus der Zeit der Postkutsche

u. a

Du Heimat meiner Jugendzeit,
Du meiner Kindheit Glück,
Du meiner Kräfte Wurzelgrund
Ach nur ein kleines Stück
Von deiner Gaben reichem Schatz
Bring dankbar ich zurück.

Heinrich Seidel.

Von den Steinzeitmenschen an der Kendelke.

Kürzlich einmal besuchte ich unser herrliches Heimatmuseum in Alfeld, ganz allein war ich dort; so konnte ich mir in aller Ruhe die vielen Dinge betrachten, die da fein säuberlich ausgestellt waren. An der Wand des einen Zimmers stand das Wort „Steinzeit“. Alle Gerätschaften waren aus Stein, aus Feuerstein, wie ihr ihn überall — weiß und blau — auf den Äckern finden könnt, in kleinen und großen Stücken; der ist so hart, daß ein Hammer, wenn ihr ihn damit entzweischlagen wollt, Scharfen bekommt, ich habe es selbst einmal ausprobiert. Solch ein Stein also war es, er hatte die Form einer Axt, der meine Augen ganz besonders auf sich richtete. Von ihm will ich nun erzählen:

Viele tausend Jahre ist es her, daß sich diese Geschichte zutrug. Dörfer und Städte gab es noch nicht, überall dehnte sich der dunkle, fast undurchdringliche Urwald, in dem Wisent und Auerochs herrschten. Da sitzen zwei Männer am Ufer der Saale. Früh am Tag ist es noch, hinter den Bergen im Osten will gerade die Sonne aufgehen, ihre ersten Strahlen fallen auf das Wasser, sie versuchen, das Laub und das Geäst der mächtigen Baumriesen zu durchdringen, die fast bis an den Fluß heran stehen und nur einen schmalen Rand am Ufer frei lassen, der mit Gras bewachsen ist. Der Tau glitzert in der Morgensonne.

Die beiden Menschen sind zwei Jäger, die offensichtlich in dem Flusse auf Beute lauern. Der ältere der beiden ist Aku, der Häuptling der kleinen Ansiedlung, die sich an der Kendelke befindet, dort, wo dicht bei einer Waldlichtung eine frische Quelle dem Berge entspringt. Nur ein schmaler Pfad führt von der Saale aus dort hin, der aber von hohen Wurzelballen und gestürzten Baumriesen teilweise versperrt wird. Der Häuptling trägt ein Bärenfell als Kleidung, an dem noch die Tatzen zu sehen sind als Zeichen seiner Häuptlingswürde. Der jüngere Jäger mag wohl etwa 16 Jahre alt sein, er heißt Dudo und hat ein kluges, offenes Gesicht, aus dem ein paar lebhafte Augen in die Welt schauen. Im Grase liegt griffbereit eine Steinaxt, genau dieselbe, von der ich schon erzählte. In ihren Fäusten halten beide Männer einen Speer, dessen Spitze aus einem Feuerstein besteht, der die Form einer Harpune hat. Starr blicken die Augen der beiden Fischer auf das Wasser der Saale, jeden Augenblick zum Zustoßen mit dem Speer bereit. Die Saale führte damals noch mehr Wasser und war reich an Fischen jeder Art.

Da — im Gewirr der Uferpflanzen erspäht Aku einen alten Hecht! Vorsichtig, daß der alte Bursche nichts merkt, schiebt sich der Häuptling näher heran, und blitzschnell stößt er zu und reißt den Speer zurück. Das Tier zappelt in der Luft. Mit einem scharfen „Messer“ aus Feuerstein wird es getötet. Der Fischer versteht sich sehr gut darauf. Nun ist die Jagdleidenschaft der Männer geweckt. Noch mancher Fisch wird erlegt, denn die stets hungrigen Münder der Ansiedlung wollen gestopft sein. In einem aus Bast gefertigten Behälter wird die Beute fortgetragen, indem Aku und Dudo einen kräftigen Ast hindurchschieben, den sie auf ihre Schultern legen. So kehren sie zum Wohnplatz zurück.

Als sie nicht mehr weit davon entfernt sind, legen sie beide Hände an den Mund und stoßen einen Schrei aus, der von den Bergen widerhallt. Vom Lager wird geantwortet, und bald springen ihnen einige Jungen entgegen, die sie schon erwartet haben. Auch ein Hund ist dabei, der sein Gebell hören läßt.

Da tauchen, zwischen dem Gestrüpp sichtbar, die Hütten auf. Sie sind rund gebaut und in die Erde

eingelassen. Die ausgeworfene Erde ist auf den Rand der Grube geworfen, um diese zu erhöhen. Schlanke junge Baumstämme sind hineingesteckt worden, die oben zusammengebunden sind. Die Fugen sind mit Moos ausgestopft, und das Ganze ist mit Baumrindenplatten abgedeckt. In der Mitte ist eine Feuerstelle, der Rauch zieht durch die Türöffnung ab. An die Hütte gelehnt steht ein Windschirm, der bei schlechtem Wetter vor den Eingang gezogen wird.

Vor der einen Hütte brennt ein Feuer; Frauen sind dabei, Fleischstücke auf heißen Steinen zu braten, die im Feuer erhitzt wurden. Andere Frauen mit Kindern brechen gerade mit Tontöpfen in der Hand auf, um in den Wald zu gehen und Beeren zu suchen. Den Ton dazu mußten sie von weit her holen.

Die beiden Fischer werfen ihre Last ab und übergeben sie den Frauen, die dieselbe Kleidung haben wie die Männer, nur daß sie einen Schmuck aus Bärenzähnen tragen, die sie auf einem dünnen Fellstreifen aufgezogen haben.

Aku erkundigt sich, ob die Wisentjäger noch nicht zurück sind, die die Fallgruben nachsehen wollten, denn es dauert nicht mehr gar zu lange, daß die Sonne bald nur noch wenig am Tage sich über den Horizont erhebt, der Winter naht, da müssen sie Vorräte haben.

Etwas abgedindert am Rande der Lichtung steht eine Hütte, vor der ein Mann damit beschäftigt ist, kleine Splitter von einem klobigen Feuerstein abzuschlagen. Er will daraus eine Axt fertigen. Es ist Kralo, er hat besonders flinke Hände und steht bei allen in hoher Achtung; denn er fertigt die schönsten Geräte aus Stein; von ihm stammt auch die Axt des Häuptlings Aku.

Diese Siedlung ist längst verschwunden und niemand erzählt mehr von ihr. Nur die Steinaxt berichtet uns davon. Sie wurde nach vielen tausend Jahren im Acker gefunden.

Besuch auf Ingos Hof an der Spielburg

(Eine Erzählung aus der Bronzezeit)

Ingo wußte schon, warum er gerade an der Stelle seinen Hof errichtete, die wir heute die Spielburg nennen. Von dort konnte er hinunterschauen auf seine Ländereien, die rings um sein Anwesen sich erstreckten. Der Boden war vorzüglich und brachte sehr gute Ernteerträge hervor. Ingo gehörte zu den wohlhabendsten und geachtetsten Männern der Umgebung. Noch einige einzelne Höfe lagen in dem fruchtbaren Lößgebiet rings herum. Von seiner Hofstatt konnte er bis zu seinen Nachbarn sehen.

Es ist ein wunderschöner Spätsommertag, die Lerchen jubilieren und schwingen sich in den blauen Himmel, den kaum ein Wölkchen trübt. Ingo sitzt vor dem Hause auf der Bank und ist damit beschäftigt, eine Bronzesichel herzurichten, die ihm seine Frau gereicht hatte. Das Korn war fast geschnitten, nur ein kleiner Teil stand noch auf dem Halm. Im Hof spielen seine beiden Buben. Sie üben sich im Bogenschießen, sie wollen genau so gute Schützen werden wie der Vater.

Da ertönt plötzlich ein Pfiff durch die Stille. Ingo horcht auf; auch seine beiden Knaben, Ingobert und Wolfram, haben das Zeichen gehört. Ingos Gesicht hellt sich auf, er weiß sofort, was das zu bedeuten hat. Er läßt die Arbeit liegen und schreitet zum Hoftor. Bald sieht er den, der den Pfiff ausstieß. Ein Mann kommt auf ihn zugeritten. Der sieht Ingo ähnlich, er trägt auch den kurzen Rock bis zu den Knien, die Wollmütze auf dem Kopf und die aus einem Stück Leder gefertigten Sandalen; doch ist er viel zierlicher gebaut als Ingo und hat dunkles, fast schwarzes Haar. Malo ist es, der Händler; er kommt von weither aus dem Süden und bringt die herrlichsten Bronzegeräte, die er auf den Höfen in der Umgebung gegen Felle und andere Waren eintauscht.

Freudig begrüßen sich beide Männer am Hoftor, sie kennen sich ja seit langer Zeit. Ingo bittet Malo, auf der Bank vor dem Hause Platz zu nehmen, Ingobert schickt er zur Mutter ins Haus, ihr die Ankunft des Händlers zu melden. Inzwischen unterhalten sich die beiden Männer. Ingo spricht ruhig, fast ein wenig schwerfällig, in Malo erkennt man gleich den tempe-

ramentvollen Südländer, der seine Reden durch lebhaftige Gesten begleitet.

Bald darauf tritt die Hausfrau aus dem Hause. Sie trägt eine halbärmelige Bluse und einen Rock, der bis zu den Knöcheln reicht; beide Teile werden in den Hüften durch einen Gürtel zusammengehalten, dessen beide Enden durch Quasten verziert sind. Das goldglänzende Haar liegt in einem Knoten am Kopf. Auch sie begrüßt den Reisenden freundlich, einmal, weil es Sitte ist, zu jedem Gaste freundlich zu sein, zum andern aber auch, weil sie annimmt, daß Malo auch für sie etwas mitgebracht hat. Sie wünscht sich schon seit langem eine neue Fibel für ihre Bluse.

Malo erhebt sich und nimmt aus ihrer Hand ein Stück Brot, etwas Rauchfleisch und ein Gefäß mit Milch; denn er ist lange unterwegs und muß sich erst einmal stärken.

Den nächsten Tag will Malo noch bleiben, um dann wieder seines Weges zu ziehen.

Am Abend packt er seine Kostbarkeiten aus. Ingo sucht sich ein neues Beil aus, auch sein Speer erhält eine neue Spitze. Die Hausherrin erhält die Fibel, die sie sich schon lange wünschte.

Die Barenburg.

„Nur schnell, daß wir das Vieh in die Burg bringen!“ ruft Ingo den Männern zu. „Unsere Nachbarn im Norden lassen uns keine Zeit! Ingobert, du sorgst dafür, daß alles ordentlich gemacht wird, ich muß jetzt fort in die Barenburg und dafür sorgen, daß noch an den Befestigungen gebaut wird! Pfähle müssen noch in die Erde gerammt werden, die Wachen müssen auch noch verteilt werden. Heute abend sehen wir uns wieder!“

Mit einem Sprung sitzt er auf seinem Pferd, ohne Sattel reitet er schnell davon. Ingobert ist auch schon fast ein Mann geworden, groß und kräftig wie sein Vater. Er weiß genau Bescheid, schon öfter mußten sie sich in den Schutz der Burg begeben. Das Volk, das nördlich von ihnen wohnt in der weiten Ebene, will ihnen ihre Wohnplätze nehmen. Es sind zu viele Menschen geworden, das Land kann sie nicht mehr ernähren. Sie wollen aber auch zu den Salzquellen bei uns hier herum.

Am Abend sind alle Menschen aus der Umgebung in der Burg versammelt; die Wagen sind zusammengefahren, das Vieh ist eingetrieben, ein reges Leben herrscht; auch Wachen sind ausgestellt. Einige Krieger, die besonders ausgesucht sind, eilen zur Schulenburg und Beusterburg, um zu erfragen, wie die Lage ist.

Ingo nimmt seinen ältesten Sohn beiseite und macht mit ihm einen kleinen Rundgang durch die Befestigungen.

„Du sollst vielleicht einmal meine Stelle einnehmen, wenn mir etwas zustoßen sollte. Die Völker im Norden sind groß an Zahl und lieben den Kampf. Unsere Burgen sind stark und haben allen Angriffen bis jetzt standgehalten, die Barenburg hier, die Schulenburg dort drüben und die Beusterburg noch weiter im Osten. Sie liegen wie ein Riegel vor dem Tal. Ich weiß nur nicht, ob wir auf die Dauer dem Druck standhalten werden. Wir wollen nur in Frieden leben und unsern Acker bestellen, doch leider gönnt man uns unsern Besitz nicht!“

Die Blicke der beiden Männer gehen nach Osten, jeder hängt seinen Gedanken nach. Sie stehen auf der höchsten Stelle der Befestigungen.

„Vater“, beginnt Ingobert wieder das Gespräch, „morgen wollen wir noch Dornen zusammenholen und den Wall verstärken, auch die Befestigungen an den Eingängen können noch verstärkt werden. Dann mag angreifen, wer will, wir sind gerüstet.“ „Ja“, erwidert Ingo, „hoffen wir, daß der Kampf bald vorbei ist und daß wir bald wieder an die Arbeit gehen können; es sind noch nicht alle Äcker bestellt.“

Aber noch einige Wochen müssen die Menschen im Innern der Burg zubringen; dann scheinen die Angreifer den Versuch aufgegeben zu haben, die Burgen anzugreifen.

Jeder kehrt wieder auf seinen Hof zurück, um seiner Arbeit nachzugehen.

Markus bringt Grüße von Regin.

Jahr um Jahr kam der römische Kaufmann aus Augsburg in die Siedlung am Kreuzungspunkt der beiden großen Handelsstraßen, dorthin, wo heute unsere liebe Stadt Elze liegt. immer bestellte er

Grüße von Regin, dem Sohn des Bauern Gundolf, der als Soldat des Römerreiches diente. Mit seinem Wagen kam Markus auf der holprigen, ausgefahrenen Straße aus dem Süden, um seine Ware zu verkaufen. — Unsere Hauptstraße ist nämlich schon sehr alt. Ganz weit aus dem Süden kommt sie her von den hohen Bergen, die wir die Alpen nennen, sie führt weiter bis ans Meer im Norden. — Auf ihr bewegte sich der römische Kaufmann durch die Lande.

Spät abends war es diesmal, als Markus bei Gundolf ankam. Bestaubt waren seine Kleidung und sein Gefährt. Er war müde von den Anstrengungen. Nachdem er sich ein wenig gestärkt und gesäubert hatte, begab er sich zur Ruhe in dem gastfreundlichen Hause. Die Hausfrau hätte gern noch am selben Abend von ihrem Sohn in Augsburg etwas gehört, aber sie geduldete sich bis zum nächsten Tage, nachdem ihr der Römer mitgeteilt hatte, daß es Regin gut ginge.

Am nächsten Morgen, als die ersten Sonnenstrahlen sich zeigen, erwacht das Leben in Gundolfs Hause und den übrigen Höfen rings herum. Es liegen nämlich noch 6 weitere Gehöfte an der Straße. Markttag ist heute, und die Menschen von den Höfen aus der weiteren Umgebung kommen und bieten ihre Ware an. Das ist ein Leben auf der Straße, wo die vielen Fuhrwerke stehen. Dazwischen laufen die Kinder, für sie ist es ein besonderes Ereignis. Da ist Markus gerade zur rechten Zeit gekommen.

Zur Schule brauchten die Buben und Mädels damals noch nicht zu gehen und konnten sich nach Herzenslust tummeln, wo sie wollten. Auch helfen durften sie, und das taten sie gerne, denn es gab nicht selten ein Geldstück für die kleinen Mühlen, so ein römisches Geldstück, mit dem Kopf des berühmten Kaisers aus der großen Stadt Rom.

Auch an der Schiffsanlegestelle am Leinefluß herrscht ein reges Treiben, Waren werden ausgeladen, auf Wagen gepackt und der Stadt zugefahren.

Der römische Kaufmann wählt sorgfältig seine Sachen aus, ganz besonders liegt ihm diesmal an schönen Pelzen, die die Frauen der vornehmen Römer tragen sollen. Große Waben mit Honig und feine Gänsefedern nimmt er auch.

Noch einige Tage hält sich Markus auf Gundolfs Gehöft auf, dann aber zieht er wieder mit seinem Wagen nach Süden, der Stadt Augsburg entgegen.

Gerade will er durchs Hoftor fahren, da vertritt ihm noch einmal Gundolfs Frau den Weg. Sie steckt ihm schnell einige Dinge zu, die er Regin mitnehmen soll: einen goldenen Armreif und ein Büchschchen mit Pomade, das Haar zum seitlichen Knoten zu drehen.

Im hilligen Hain an der Asbost.

Ein kalter Winter liegt über dem Land. Früh schon ist der Sonnenball hinter den Bergen verschwunden. Nur wenige Stunden des Tages steht die Lebensspenderin über der Welt, kaum erhebt sie sich über dem Horizont. Die Menschen in ihren Häusern empfinden die lange Dunkelheit als eine Last, sie sehnen sich nach dem Frühling, der neues Leben bringt, in der Natur und auch im Herzen der Menschen.

Wotan rast mit seinem wilden Heer in den Nächten auf seinem achtbeinigen Hengst über den Himmel. Die Bewohner in Eliti haben sich in ihren Häusern verkrochen, draußen tobt es, Riesen und Götter kämpfen miteinander. Morgen aber ist ein Tag der Freude, dann wird die Macht der Finsternis gebrochen sein, das Julfest steht vor der Tür, dann wird die liebe Sonne wieder länger am Himmel stehen, zuerst wird man es kaum merken, doch alle wissen es und sind voller Freude. Morgen gehen sie alle zum Kreyhenholz, um den Himmlischen zu opfern.

Am Abend des andern Tages beginnt das große Fest. Überall auf den Bergen ringsum lohen die Feuer. Klar ist die Nacht, dick liegt der Schnee auf den Häusern und Feldern. Die junge Saat steht warm darunter, Donar hat sie zugedeckt.

Ein langer Zug von Männern und Frauen schreitet auf dem Wege zum Kreyhenholz, dem hilligen Hain am Südrande der Siedlung Eliti. Fackeln haben die Männer in den Händen. Der helle Schein tanzt über die Gesichter der Dahinschreitenden. Voran schreitet in einem langen weißen Gewande der Gode, sein schlohweißes Haupthaar flattert im Winterwind.

Da stehen sie vor dem Eingang zum Kreyhenholz der Gode wirft sich vor dem Tor nieder und küßt die Schwelle aus Eichenholz, dann schlägt er das Tor, das aus Birkenstämmen gefügt ist, auf. Alle, die ihm

folgen, fallen ebenfalls am Tor nieder, bevor sie die Schwelle übertreten. Dann bewegt sich der Zug auf dem hilligen Weg entlang, kein Laut ist zu hören; links und rechts stehen die knorrigen, viele Mannesleiber dicken Eichen; unter dem Schnee lugen die herabgefallenen Äste hervor. Kein Holz darf hier geschlagen werden. Der hillige Weg aber ist frei von Fallholz; hundert und aber hundert Menschen wanderten hier schon seit Geschlechtern zum Opferstein im hilligen Hain, sie hielten den Weg zwischen der Pforte und dem Opferplatz frei.

An der Asbost hält der Gode wieder inne, taucht seine Hand ins Wasser und benetzt die Stirn. Alle tun es ihm nach. Darauf erreicht der schweigsame Zug bald den inneren Zaun, der die geweihte Stätte abtrennt, die Menschen verteilen sich auf dem großen Ring, wo viele tausend Menschen Platz finden. Mitten im Rund liegt ein gewaltiger Stein, ein Findling, er ist wohl zwei Mann hoch und dreißig Schritt im Umgang. Eine Treppe, die aus kleineren Findlingen besteht, führt zum Stein hinauf, oben darauf ist ein Brandfleck. Über ihm aber ist an diesem Julfest ein Holzstoß aufgeschichtet. Der Gode schleudert den Brand in das Holz, die Flammen lecken am Stoß hinauf. Ein Opfertier wird hineingelegt, und der Qualm des Feuers, vermischt mit dem Rauch des Opfertieres, steigt zum Himmel, um die Götter mit den Menschen zu versöhnen. Hell schlagen die Flammen empor und erhellen die heilige Stätte. Nur das Knistern des Holzstoßes ist zu hören und der Schrei der Krähen, die hier im Kreyhenholze nisten; sie dürfen nicht vertrieben werden, sie stehen unter dem Schutze des Göttervaters Wotan. — Auf seinen beiden Schultern sitzen zwei Raben, die ihm als Boten alles berichten, was in der Welt geschieht. —

Da zeigten sich im Osten die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne. Freudig wird die Lebensspenderin von allen begrüßt. Als sich der rote Ball über den nahen Bergen erhebt, schreiten alle Menschen zurück zu ihren Behausungen. Wieder liegt das Kreyhenholz verlassen, die letzte Glut auf dem Stein verlischt, der Wind treibt die Asche davon. Die Krähen nur umschwärmen diesen Ort.

Die Elzer werden Christen.

Der Schnee ist schon einige Zeit geschmolzen. Die düsteren Tage sind vergessen. Die Früchte auf dem Felde gedeihen prächtig, Donars Segen liegt über ihnen, der Wonnemond hat alles in seinen Bann geschlagen. Im heiligen Hain grünt und blüht alles, die Natur hat ihr Hochzeitskleid angezogen. Der Lichtgott Baldur hat Feld und Wald verzaubert.

Nur die Menschen scheinen in diesem Jahr 792 ausgeschlossen zu sein von der Freude und dem Singen um sie her. Eine Unruhe hat sie erfaßt, scheu und bedrückt gehen sie ihrer Arbeit nach. Sollen denn ihre Götter, die sie immer so sehr verehrt haben, nun auf einmal überhaupt nicht mehr vorhanden sein?

Vor einigen Jahren schon kamen sonderbar gekleidete Männer vom Abend her. Ihr Scheitel war mit einem kleinen runden Käppchen bedeckt, unter denen ein Haarkranz hervorlugte. Sie trugen ein langes dunkles Gewand mit weiten Ärmeln, das mit einer dicken weißen Kordel umgürtet war. In ihren Händen trugen sie ein Kreuz, an dem, wie sie sagten, der einzig wahre Gott, Christus, gestorben sei.

„Alle eure Götter“, hatten sie gesagt, „sind des Teufels, und wer sie anbetet und um Hilfe anruft, steht im Dienste des Bösen und soll darin umkommen. Es gibt nur einen einzigen Gott, der seinen einzigen Sohn in die Welt geschickt hat, die Menschen zum Guten zu führen.“

Einige Menschen in Eliti waren dem neuen Glauben zugetan, doch gaben sie es nicht offen zu, denn sie fürchteten den Zorn der anderen. Der Goggräfe des Gudingo hatte die neue Lehre und hielt nach wie vor fest am alten Glauben, Deshalb hatten die Sachsen ja auch so hartnäckig gegen den fränkischen König gekämpft, viele Jahre hindurch, bis sie schließlich doch unterlegen waren. Auch ihr tapferer Herzog Widukind hatte sich schließlich unterworfen und war zum Christentum übergetreten. König Karl hatte ihm alle seine Güter, die der Herzog verloren hatte, wiedergegeben und reich beschenkt. Und dieser König Karl sollte sich auf dem Wege nach Eliti befinden mit einer starken Streitmacht. Deshalb waren die Menschen so unruhig und scheu. Kurz vor dem Fest, das

die Christen Pfingsten nennen, trifft er in Eliti ein. Stolz sitzt der König auf seinem Roß, doch seine Augen blicken milde. In seinem Gefolge befinden sich Krieger, Mönche und Bischöfe. Neugierig blicken die Menschen den prächtigen Zug an, doch nicht alle sind zum Empfang erschienen, sie stehen abseits, ihre Blicke sind finster und trotzig.

Der Goggräfe Sigmar empfängt zwar den fränkischen König, doch fällt es ihm schwer, das Knie vor Karl zu beugen. Die Blicke aller sind auf ihn gerichtet, auf diese Gestalt, mit dem ergrauten Haar und der gewaltigen Stärke der Glieder. Karl heißt ihn aufstehen, und beide Männer sehen sich lange, tieforschend in die Augen.

„Graf Sigmar“, bricht der König das Schweigen, „ich freue mich, daß Ihr mich in Eurem Gau empfangt, wir wollen von nun an miteinander in Frieden leben!“

„Ich will es versuchen, König“, spricht der alte Sachse mit unterdrücktem Grimm. Dann setzt sich der Zug wieder in Bewegung und reitet nach Eliti hinein.

Sigmar kommt noch oft mit König Karl zusammen, und sie unterhalten sich lange über den neuen Glauben. Die gütige und freundliche Art des fränkischen Herrschers übt eine große Wirkung auf ihn aus. Er beschließt endlich, sich am Pfingstfest taufen zu lassen mit allen seinen Getreuen.

Das Pfingstfest ist da. An der Asbost ist eine gewaltige Menschenmenge versammelt. König Karl hebt die Hand zum Zeichen, daß alles Gemurmel zu verstummen hat. Der Bischof tritt an das Wasser des hilligen Born, Sigmar kniet als erster nieder, die heilige Taufe zu empfangen, alle seine Gefolgsleute tun es ihm nach. Nach dieser heiligen Handlung wendet sich König Karl an einen anderen Geistlichen: „Lest die wichtigsten Punkte aus den Bestimmungen vor, die fortan auch hier gelten sollen.“

Jener zieht aus seiner Kutte eine Pergamentrolle und beginnt:

„Erstens: Wenn jemand mit Gewalt in eine Kirche eindringt oder Feuer an sie legt, soll er es mit dem Leben büßen.“

Zweitens: Wenn jemand sich ungetauft verbirgt und Heide bleiben will, so soll er mit dem Tode bestraft werden.

Drittens: Wenn jemand den Körper eines Toten nach heidnischer Sitte verbrennt und nicht bestattet, so soll er es mit dem Leben büßen.

Viertens: Wir befehlen, daß alle Sachsen den zehnten Teil ihrer Habe und ihrer Arbeit der Kirche abtreten.“

Alle haben schweigend zugehört und sind den Worten des Geistlichen genau gefolgt. Hier und da tritt noch einmal verhaltener Zorn auf die Gesichter der Männer, doch sie haben nun den festen Willen, sich unter den Schutz des Christengottes zu stellen.

Die Gründung der Elzer Kirche.

Als König Karl in Eliti weilte, lebte auf einem Edelhofe auf der kleinen Erhöhung, wo heute unsere Kirche steht, ein sächsischer Edler mit Namen Tilio. Er war nicht mehr ganz jung, von kräftiger Gestalt und hatte wallendes Haupthaar. Er hatte unter dem Herzog Widukind gekämpft, wovon verschiedene Narben zeugten, die ihm von fränkischen Schwertern zugefügt waren. Ein tiefer Grimm saß ihm im Herzen gegen den Franken. Auch er hatte sich am Pfingstfest taufen lassen, jedoch der neue Glaube fand keinen Eingang in sein Herz. Fest hielt er am alten Glauben, an den alten Göttern, die schon seine Vorfahren im heiligen Hain verehrt hatten.

Trutzig saß er auf seinem Anwesen und kümmerte sich wenig um den König Karl, der unweit seines Hauses weilte. Sein größtes Vergnügen war die Jagd; und wenn er mit seinen Mannen in den Wäldern des Osterwaldes und des Iths einem Keiler oder einem Hirsch nachjagte, war das für ihn die höchste Freude.

Eines Tages, als Tilio wieder einmal einem prachtvollen Hirsche nachjagt, kommt er ganz von seinen Jagdgenossen ab, doch er kümmert sich wenig darum. Auf seinem edlen Rosse, nur den Speer in der gehobenen Hand, setzt er dem edlen Wild nach. Doch wo ist auf einmal der Hirsch geblieben? Tilios Pferd stürzt, und sein Reiter fällt und bleibt unter einem dicken Eichbaum liegen. Die Sinne schwinden dem Reiter. Nun ist ihm auf einmal, als stünde ein Mann vor ihm, in einem Gewande, wie es die Mönche tragen.

Um dessen Kopf aber leuchtet ein Schein, der Tilio fast die Augen blendet. Mit seinen Händen will der Jäger seine Augen decken. Da vernimmt er eine Stimme: „Tilio, erkennst Du mich nicht?“ „Nein!“ entringt es sich den Lippen des Gestürzten, „ich habe Dich nie gesehen!“ „Auch ich habe einst vor vielen hundert Jahren nicht wahr haben wollen, daß es nur einen wirklichen Gott in der Welt gibt, Christus, der uns erlösen will! Ich bin Paulus, der einst ein Saulus war! Ich habe mein Leben in den Dienst des Heilandes gestellt und mich bekehrt. Reiß auch Du den Zorn aus Deinem Herzen und diene dem Herrn!“

Tilio will etwas erwidern, doch seine Stimme versagt den Dienst. Da hebt der Heilige nur seine beiden Hände, wie, um den Liegenden zu segnen, und schlägt über ihm das Zeichen des Kreuzes.

Jetzt erwacht Tilio, das Bild ist verschwunden, nur einen stechenden Schmerz fühlt er im Kopf. Sein Pferd liegt leblos neben ihm mit zerschmetterten Gliedern. Mit Mühe kann er sich erheben, seine Glieder schmerzen. Plötzlich tönen ganz in der Nähe Rufe an sein Ohr. Seine Jagdgenossen finden ihn und bringen ihn heim auf seinen Hof.

Sie spüren die Veränderung, die bei Tilio vorgegangen ist, und haben keine Erklärung dafür, sie sehen sich verwundert an. Zu Hause angekommen, werden sie entlassen, keine fröhliche Zecherei bildet den Abschluß der Jagd.

Am nächsten Tage erscheint Tilio vor König Karl. Zorn und Hochmut sind aus seinem Gesicht gewichen, tief beugt er das Knie vor dem Herrscher: „Ich will von nun an dem Herrn dienen, König. Mein Haus und alles, was darinnen ist, soll von nun an ihm gehören. Aus der großen Halle meines Hauses soll die weltliche Fröhlichkeit verbannt sein, sie soll dem Dienste an Gott geweiht sein. Ich selbst will der Welt entsagen und nur noch dem Herrn dienen.“

König Karl stimmt mit Freuden zu und erfüllt gern Tilios Wunsch.

So entstand in Elze die erste Kapelle, in der von nun ab der Gottesdienst abgehalten wurde. Karls Pläne aber gingen weiter. Er wollte in Eliti eine große Kirche erbauen, die Sitz eines Bischofs werden sollte.

Als der König im folgenden Jahr wieder nach hier kam, legte er den Grundstein zu einem gewaltigen Gotteshaus, daß er den Aposteln Petrus und Paulus weihte. Er beaufsichtigte selbst die Arbeiten, bis die Mauern des Gotteshauses die Höhe von zwei Männern erreicht hatten. Dann riefen ihn wichtige Staatsgeschäfte fort.

Die erste Kapelle aber blieb stehen und überdauerte noch viele hundert Jahre. Als Tilio starb, wurde er in ihr begraben.

Gerichtstag am Königsstuhl.

Auf der alten Gerichtsstätte südlich von Eleze ist heute Gerichtstag. Rauh weht der Wind von Osten her über die Leine. Doch das kümmert die Männer nicht sehr, die dort versammelt sind. Alle Freien sind heute geladen. Sie umstehen den alten Königsstuhl. Auf einer kleinen Erhöhung steht der steinerne Sitz, hinter diesem erhebt sich ein mächtiger Eichbaum. Auf einer gewaltigen Steinplatte, die als Tisch dient und die vor dem Steinsitz auf zwei mächtigen Findlingen ruht, liegt das bloße Schwert des Gogräfen zum Zeichen, daß es um Kopf und Kragen geht.

Der Meier Jost Reineken aus Eleze erhebt Klage gegen den Kötner Hansen Wolters aus Midele.

Im Frühherbst ist es gewesen, als Jost Reineken auf seinem Felde, das an die Gemarkung von Midele grenzt, pflügte. Furche auf Furche hatte er schon durch den fetten Boden gezogen, als er plötzlich einen Mann auf sich zukommen sah, der schon in einiger Entfernung von dem Felde damit begann, ihn, Jost Reineken, mit Scheltworten zu überschütten. Beim Näherkommen erkannte der Meier Reineken den Kötner Wolters aus Mehle, dem der Acker gehörte, der neben seinem fast umgepflügten Felde lag. Weitere Scheltworte hatte Wolters ausgestoßen und Reineken bezichtigt, ein Stück über die Dorfgemarkungsgrenze hinausgepflügt zu haben. Auch der Bürger aus Eleze war darauf nicht ruhig geblieben und wies die Beschuldigung energisch zurück. Das hatte aber den Hansen Wolters so erzürnt, daß dieser kurzerhand einen Stecken nahm, den er bei sich führte, und auf Reineken losschlug. Erst als der Geschlagene neben seinem Gespann niedersank, war der Wüterich zu

sich gekommen. Er hatte dafür gesorgt, daß der Niedergeschlagene nach Eleze gebracht wurde.

Jetzt stehen die beiden vor dem Gogräfen, damit dieser ein gerechtes Urteil finde. Die Thinggenossen stehen in einem großen Halbkreis.

Der Gogräfe hebt seine Hand zum Zeichen, daß das Gericht mit der Verhandlung anfängt. Er beginnt mit einigen allgemeinen Fragen, die dazu beitragen sollen, die Worte, die bei jedem Gericht wiederholt werden, im Gedächtnis zu festigen.

„Wird das Gericht zur rechten Zeit und am rechten Ort gehalten?“

„Zur rechten Zeit und am rechten Ort,“ schallt die Antwort des „Umstandes“ über den Platz.

„Was soll ich auf dem Gericht gebieten?“

„Ihr sollt gebieten Recht und verbieten Unrecht, hastigen Mut, Scheltworte und daß niemand etwas vorbringt in eigener Sache, sondern nur durch „Vorspraken“ Klage führt.“

Für Jost Reineken spricht sein Bruder Karsten. Er schildert den Streit und spricht davon, wie sein Bruder zugerichtet worden sei, Wolters habe ihn „blutrunnig“ geschlagen. Am Kopfe habe er eine Wunde gehabt, die so lang gewesen sei, wie eines Mannes Zeigefinger. Am Schluß seiner Rede verlangt er scharfe Bestrafung des Übeltäters. Einige Männer aus Midele sprechen für Wolters. Sie betonen, daß dieser zwar ein jähzorniger Mensch sei, aber sonst wohlgeitten in der Gemeinde. Er habe seine Tat auch bereut, wie er ihnen selbst gesagt habe, und wolle gern jedes „Urteil“ auf sich nehmen.

Der Gogräfe fragt darauf zunächst wieder den Umstand:

„Wie schwer muß die Verwundung sein, wenn ihretwegen vor diesem Goding geklagt werden soll?“

„Am Leibe soll sie ein Fingerglied lang und tief sein; am Kopfe aber genügt eine Wunde, die so tief ist wie das Schwarze unter dem Fingernagel eines Dorfpriesters.“

Noch verschiedene Fragen werden von dem Gräfen gestellt, die alle von den Umstehenden beantwortet werden, z. B.:

„Was soll dem geschehen, der einen anderen mit Wehr und Waffen überfällt und verwundet?“

„Der soll alsbald vor das Gericht gestellt werden.“

„Was soll ihm widerfahren, wenn er trotz dreimaliger Aufforderung vor dem Gericht nicht erscheint?“

„Der Richter soll ihn in des Landes Acht tun und allen bei Strafe verbieten, den Friedebrecher zu behausen, zu hegen und zu beherbergen. Niemand darf die geringste Gemeinschaft mit ihm haben.“

„Wenn jemand wegen Totschlags flüchtig würde, was soll ihm dann geschehen?“

„Dann soll niemand dessen Weib und Kind an Leib und Gut beleidigen; die Kinder mögen das Ihre verkaufen und von dannen ziehen.“

Am Schluß der Verhandlung stellt der Gogräfe die Frage:

„Wenn einer den andern, nachdem sie mit Worten zusammengeraten sind, mit einem Knüppel braun und blau schlägt, so daß der Geschlagene sich kaum regen kann und blutet?“

„Der soll 4 Taler und 3 Groschen Buße zahlen.“

Das ist nun das Urteil. Beide werden gefragt, ob sie sich dem Spruch beugen wollen. Hansen Wolter steht da mit gesenktem Blick, nur sehr leise klingend sein „Ja“. Da kommt Jost Reineken auf ihn zu, reicht ihm die Hand und unterwirft sich ebenfalls dem Urteil. Alle Umstehenden freuen sich mit den beiden Männern. Dann ist die Verhandlung beendet. Die Gerichtsstätte wird wieder leer von Menschen.

Wie die Stadt Elze im Dreissigjährigen Kriege das erste Mal besetzt wurde.

Es war im Sommer des Jahres 1625, als das erste Mal die Fackel des furchtbaren Krieges bis in unsere Stadt getragen wurde. Der Feldherr Tilly war bei Holzminden mit seinen Truppen über die Weser gekommen und hatte das dahinter liegende Land mit Krieg überzogen. Die Bewohner Elzes hatten von geflüchteten Menschen von den schrecklichen Taten der Soldaten gehört. Dörfer und Städte waren niedergebrannt, den Bauern waren Vieh und Korn geraubt worden, und wer sich wehrte, wurde mißhandelt oder gar getötet. Viele Frauen, Kinder und Greise, die sich im Ith versteckt gehalten hatten, wurden von den Soldaten aufgespürt und zum großen Teil erschlagen;

andere starben an Hunger und Seuchen. Oft war der Himmel im Westen in der Nacht gerötet von dem Feuerschein der brennenden Dörfer. Die Bürger von Elze schauten ängstlich nach Westen, sie fürchteten jeden Tag, daß der Krieg auch an ihre Tore klopfen würde.

Draußen auf den Feldern vor der Stadt standen noch die Stiegen, die Ernte war gut. Doch würden die Menschen den reichen Segen des himmlischen Vaters auch behalten? Alle arbeiteten tüchtig, um die Ernte zu bergen. Die vollen Wagen schwankten in die Stadt, die Scheunen füllten sich. Zu der harten Arbeit kam die Angst, alles möge vergeblich sein, wenn die Kriegsvölker den Ort besetzten!

An einem der letzten Augusttage war es, als sich auf der Heerstraße von Mehle her ein langer Zug Kriegsvolk herabewegte, der in eine gewaltige Staubwolke gehüllt war.

Ängstlich eilten alle von den Feldern der Stadt Elze zu, um noch vor dem Eintreffen der Soldaten dort zu sein. Die Wertsachen wurden schnell versteckt, denn man konnte nicht wissen, was kommen würde.

An der Spitze des Zuges ritt der Tillysche Hauptmann de Gleen, der mit seinen Leuten in Elze Quartier nehmen wollte. Er saß auf einem prächtigen Rappen, seine Beine steckten in langen Stulpenstiefeln, um die Schultern trug er einen herrlichen Spitzenkragen, und auf seinem Haupte saß ein gewaltiger Hut mit einem bunten Federbusch. Alle seine Männer waren ähnlich gekleidet.

Vor dem Rathaus ließ er seine Kompanie halten, und im Beisein aller Bürger befahl er ihnen ernstlich, keine Ungelegenheiten zu machen und sich ordentlich zu verhalten. Er schloß seine Ansprache mit den Worten: „Übertreter lasse ich in den Turm sperren.“

Die Soldaten verhielten sich ruhig, und keiner wagte, den Befehl des Hauptmanns zu übertreten. Die Elzer Bürger aber mußten die Truppen verpflegen und ihnen Quartiere geben. Am Rande der Stadt wurden Wachen ausgestellt, um nahende Feinde rechtzeitig melden zu können. Auch auf der Poppenburg lag eine Besatzung des Tillyschen Heeres.

Am nächsten Morgen ging der Hauptmann de Gleen in der Umgebung Elzes spazieren, da sah er auf einmal auf der Poppenburger Straße einen Soldaten sich im Laufschrift nähern. ganz außer Atem blieb dieser vor dem Hauptmann stehen und versuchte eine Meldung zu erstatten, doch konnte er sich wegen des schnellen Laufes kaum auf den Beinen halten. Erst nach einer Weile, nachdem ihn de Gleen mehrfach aufgefordert hatte, kam es über seine Lippen: „Herr Hauptmann, die Besatzung auf der Poppenburg ist vom Feinde überfallen!“ Sofort wurden die Trommeln gerührt, und de Gleen rückte mit seiner Kompanie nach der Poppenburg ab. Nur ein Feldwibel mit einigen Kranken blieb zurück, sie hatten den Befehl, die Kirche samt Rathaus zu besetzen und wegen ihrer Lage zu verteidigen.

Kaum hatten die Soldaten den Ort verlassen, da fingen überall in den Dörfern ringsum die Sturmglöckchen an zu läuten. Das war das verabredete Zeichen für die Bauern der Dörfer, sie eilten alle nach Elze, sogar von Gronau, und begannen die Stadt zu erstürmen. Die Elzer Bürger erschlugen die zurückgebliebenen Kranken, Kinder und Frauen. Hauptmann de Gleen war nur noch einen Musketenschuß von der Poppenburg entfernt, als er die Bauern aus den Ortschaften wie einen Bienenschwarm auf die Stadt zueilen sah. Sofort kehrte er um, um Elze zu verteidigen. In das Rathaus legte er Musketiere, er selber zog sich mit den übrigen Soldaten auf den Friedhof und in den Kirchturm zurück. Jedoch nach kurzer Gegenwehr wurden die Tillyschen überwältigt und gegen Zusage ehrenvoller Behandlung nach Poppenburg abgeführt, von da kamen sie am nächsten Tag nach Langenholzen.

Aus der Zeit der Postkutsche.

Gestern noch ging ein ordentlicher Regen über dem Leinetal nieder. Heute aber scheint die Sonne von einem fast wolkenlosen Himmel auf die Erde hernieder. Dort, wo die Heerstraße hinter dem Ort Wülfigen zu steigen beginnt, müht sich eine Kutsche vorwärts. Ihre leuchtend gelbe Farbe glänzt in der strahlenden Sonne. Doch arg verschmutzt sind die Seiten des Gefährtes, denn die Straße ist sehr verschlammt, und aus den Pfützen spritzt das Wasser

beinahe bis an die Fenster der Kutsche. Die Reisenden im Wagen, es sind zwei Herren, werden arg durcheinander geschüttelt. Es ist kein Vergnügen, zu reisen, und sie können noch von Glück sagen, daß der kleine Zwischenfall kurz vor Wülfigen so gut abgegangen ist; denn nicht viel hätte gefehlt, so wäre das Gefährt in dem Graben neben der Straße gelandet. Die Pferde sind sichtlich ermüdet von der scharfen Fahrt, man sieht, wie ihnen die leichte Steigung der Straße schwer fällt.

Doch bald ist die Anhöhe erreicht. „Gott sei Dank“ stößt der Postillon hervor, unter sich sieht er Elze liegen. Nun ist es nicht mehr weit bis zur Postanstalt inmitten des Ortes. Er greift nach dem Posthorn an seiner Seite, um seine Ankunft zu melden, lustig knallt er dazu mit seiner Peitsche.

In leichtem Trab geht es auf der abfallenden Straße in die Stadt hinein. Die Menschen auf der Straße bleiben stehen und grüßen freundlich zu dem Schwager Johann hinauf, er ist ja auch ein schmucker Kerl mit seiner gelben Uniform, den glänzenden schwarzen Stiefeln und dem schwarzen Zylinder auf dem Kopf.

Vor der Königlich preußischen Postanstalt in der Hauptstraße läßt Johann noch einmal sein Horn ertönen, dann hält die Postkutsche.

„Ich habe nicht viel Zeit, muß weiter, holt mir schnell den Postsack und wechselt die Pferde, ich fahre mit Extrapost nach Göttingen, zwei hohe Herren von der Universität sind im Wagen!“ Der Stallknecht spannt die Pferde aus und bringt sie in den Stall. Da öffnet sich die Wagentür, und einer der Herren steigt aus, um sich die Beine etwas zu vertreten. Da tritt auch der Inhaber der Posthalterei aus dem Hause und kommt die Treppe herunter; es ist der Ökonom Herr Heinrich Daniel Sander. Beide Männer begrüßen sich und wechseln einige Worte miteinander. Sander erzählt, daß in den nächsten Tagen die Königin von Preußen, „die edle Königin Luise“, von Minden kommend weiter über Elze, Brüggen nach Kassel reisen wird.

Inzwischen sind die Pferde gewechselt, der Postsack wird im Wagen untergebracht, der Schwager Johann überprüft mit einem schnellen Blick nochmals sein Gefährt; dann ruft er den Reisenden zu: „Meine Herren, es kann losgehen, die Extrapost wartet!“